

SUSAN POHLMAN

UNSER italienisches JAHR

*Eine Familie steigt aus –
und findet wieder zueinander*



Weltbild

Es steht nicht gut um die Ehe von Tim und Susan Pohlman. Scheidung – das scheint der letzte Ausweg zu sein. Wäre da nicht diese verrückte Idee: für eine Weile alles aufgeben und nach Italien gehen. Tim und Susan wagen den Schritt. Sie verkaufen ihr Haus, melden die Kinder von der Schule ab und machen sich auf den Weg. Um ihrer Ehe eine letzte Chance zu geben.

In einem idyllischen Dorf in Ligurien, umgeben von warmherzigen Menschen, köstlichem Essen und neu entdeckter Gelassenheit, beginnt das dortige Lebensgefühl auf sie abzufärben. Ganz langsam nähert sich die Familie wieder einander an. Und was als verrückte Idee begann, erweist sich als der größte Segen im Leben der Pohlmans. Eine wahre Geschichte, die kaum zu glauben ist.

Susan Pohlman

Unser italienisches Jahr

Eine Familie steigt aus – und findet wieder zueinander

Aus dem Amerikanischen von Elke Wiemer

Weltbild

Die Autorin

Susan Pohlman lebt mit ihrem Mann Tim und den beiden Kindern in Arizona. Sie ist Lehrerin und hat neben dem vorliegenden Buch bereits Drehbücher für verschiedene Kurzfilme geschrieben.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Halfway to each other.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Susan Pohlman

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Gerth Medien GmbH, Asslar, in der
SCM Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Elke Wiemer

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-282-8

Manchmal wünschen wir uns, dass uns Kämpfe erspart bleiben, und ahnen nicht, dass das Licht im Kampf mit der Finsternis umso heller scheint.

W. Michael Gear

Vorwort

Tim und ich haben unseren Traugottesdienst gemeinsam geplant. Er hatte sich einige Bibelverse ausgesucht und dann Personen aus seiner Verwandtschaft gebeten, sie vorzulesen, und ich tat dasselbe. Ganz normale Hochzeitsvorbereitungen, dachte ich. Das Einzige, was manchen seltsam vorkam, war die Bibelstelle, die ich ausgesucht hatte. Ich fühlte mich auf unerklärliche Weise zu Matthäus 6,25–34 hingezogen, wo es darum geht, Gott ganz zu vertrauen, weil er für uns genauso sorgen wird wie für die Blumen auf dem Feld oder die Vögel am Himmel, wenn wir uns ganz auf ihn verlassen.

Ich überreichte dem Pfarrer die Verse sauber in kursiver Schrift gedruckt. Der warf einen Blick darauf und meinte: »Das ist mal etwas ganz Neues. Sind Sie sich sicher, dass Sie diese Verse nehmen wollen?« Ich nickte.

»Es gibt jede Menge Verse über die Liebe zur Auswahl.«

»Ich kann Ihnen nicht erklären, warum«, erwiderte ich. »Ich hatte einfach den ganz starken Eindruck, dass das die richtigen Verse sind.«

Er rückte seine Brille zurecht, las die Verse noch einmal, zuckte dann mit den Schultern und stieß hörbar die Luft aus.

Heute bin ich mir sicher, dass das Gottes volle Absicht war. Aus irgendeinem Grund wollte er, dass ich diese Verse für immer im Hinterkopf haben würde. Seine zweite Botschaft bekam ich am Morgen des großen Tages.

Am 9. Oktober 1985 wurde ich von einem Erdbeben geweckt. In New Jersey gab es sonst nie Erdbeben. Ich nahm den Zettel mit den Bibelversen, las sie noch einmal und fühlte mich besser. Ich liebte meinen zukünftigen Ehemann über alles und hatte keinerlei Zweifel, was unsere Hochzeit anging. Deshalb kam mir auch nie der Gedanke, dass wir in den kommenden Jahren schwere Zeiten durchleben würden. Aber Gott wusste es.

Achtzehn Jahre und zwei Kinder später verbannte ich diese inzwischen reichlich abgenutzten Bibelverse endgültig aus meinem Gedächtnis. Ich fühlte mich leer und war bitter enttäuscht und am Boden zerstört, weil wir nicht zu den wenigen Paaren gehören würden,

die bis an ihr Lebensende beieinanderblieben. Ich hatte die Blumen auf dem Feld satt, und die Vögel sollten von mir aus irgendwo anders hinfliegen. Unsere Ehe war hinüber, und soweit es mich betraf, hatte Gott seinen Teil der Abmachung nicht eingehalten.

Das war's.

Aber für Gott noch nicht. Heimlich, still und leise schmuggelte er die Verse wieder an ihren Platz, weil er wusste, dass ich schon bald wieder danach greifen und sie endlich verstehen würde.

Unmittelbar vor unserer Scheidung trafen mein Mann und ich eine äußerst ungewöhnliche Entscheidung. In einem leicht irrationalen Glaubensschritt und im Vertrauen auf Gottes Gnade zogen wir mit unserer ganzen Familie nach Italien.

Unsere Eheberaterin meinte, das sei »bestenfalls ein ausgeklügeltes Ausweichmanöver«. Als sie unbedingt eine Erklärung dafür haben wollte, antworteten wir: »Wir können es nicht erklären. Wir hatten einfach den ganz starken Eindruck, dass wir es tun sollten.«

»Ich verstehe.« Der Blick ihrer blauen Augen wanderte von mir zu Tim, während die Minuten unserer letzten Sitzung mit ihr vergingen.

»Na gut, Sie wissen ja, wie Sie mich erreichen können, wenn Sie zurückkommen.«

Menschen, die Lebenskrisen durchgemacht haben, sagen oft, dass ihr Glaube sie durchgetragen hat. Heute weiß ich, dass Gott uns jeden Tag Botschaften und Eindrücke schickt, aber wir hören sie nur hin und wieder und befolgen sie noch seltener.

Ich nahm mir die Verse in Matthäus 6,25–34 erst zu Herzen, als ich emotional am Boden zerstört war. Erst dann hörte ich genau hin, wie ein Kind, das an der Tür lauscht.

KAPITEL 1

Das Ende vom Anfang

Es war in der letzten Maiwoche 2003. Ich war mit meinem Mann Tim, der sehr erfolgreich einen Radiosender in Los Angeles leitete, und einigen Geschäftskunden des Radiosenders auf einer Italienreise. Ich spielte brav meine Rolle als pflichtbewusste Ehefrau und half Tim, dafür zu sorgen, dass etwa 40 Geschäftspartner eine unvergessliche Zeit in Florenz und Portofino erlebten.

Tim war ein beeindruckender Zwei-Meter-Mann, zu dessen Stärken es – neben der Leitung von Radiosendern – gehörte, sich sicher in allen Gesellschaften zu bewegen. Und ich war nach so vielen Jahren Ehe mit ihm ebenfalls sehr gut darin geworden, anderen Honig um den Bart zu schmieren. Über die Jahre hatten wir etliche dieser Bonusreisen veranstaltet und erwarteten – abgesehen davon, dass wir neue Leute kennenlernen würden – nichts Außergewöhnliches: die üblichen schicken Hotels, gutes Essen und interessante Ausflüge, alles auf Firmenkosten.

Es war eine Geschäftsreise, nicht für romantische Zweisamkeit unter der toskanischen Sonne gedacht. Diese Zeiten waren für uns schon lange vorbei. Während wir in Italien waren, entwickelte mein Rechtsanwalt zu Hause einen Schlachtplan, wie ich aus dieser Ehe, die schon seit Jahren keine mehr war, möglichst ungeschoren herauskommen konnte.

Nach zahlreichen heftigen Auseinandersetzungen darüber, wer von uns beiden schwerer arbeitete, den anderen weniger beachtete, sich mehr um die Kinder kümmerte oder weniger, mehr Geld ausgab und weniger Interesse an dieser Ehe hatte, waren wir jetzt am absoluten Nullpunkt angelangt. Wir hatten uns vor dem Italien-Trip über unseren schön polierten Esstisch hinweg angesehen und es uns eingestanden:

Wir hatten einander satt.

Wir hatten es satt, uns ständig zu fragen, was wer falsch gemacht

hatte, oder so zu tun, als seien wir glücklich. Wir hatten das anstrengende Leben miteinander satt. Wir hatten es satt, unsere Streitigkeiten mit unserer Eheberaterin aufzuarbeiten. Nach über 20 Jahren als Ehepaar waren wir nur noch Marionetten, die ihre Rollen als Mann und Frau spielten. Und unsere beiden Kinder, die 14-jährige Katie und der 11-jährige Matt, litten spürbar unter unserer unterschwelligem Wut aufeinander.

Als wir uns gegenseitig fragten, was aus unserer Ehe werden sollte, hatten wir beschlossen, dass wir es noch einmal versuchen wollten. Doch ich hatte gelogen.

In Florenz gab ich vor, dass nichts von alledem wirklich geschah, denn ich musste ja die Beziehungen zu den Menschen pflegen, die das Budget des Senders und damit auch die zukünftigen Unterhaltszahlungen meines Mannes positiv beeinflussen konnten. Wir arbeiteten gut zusammen – aber nur äußerlich. Innerlich hatte ich mich total abgeschottet.

Ich half Tim also, damit die Besichtigung des Doms für die Autohändler und Filialeiter reibungslos verlief. Aber die Tränen, die mir kamen, als ich die gewaltige Größe des Doms und seine wunderschönen Fresken, Gemälde und Skulpturen sah, trafen mich vollkommen unvorbereitet. Ich druckte kleine Stadtpläne aus, damit unsere Schützlinge sich in den Kopfsteinpflastergassen zurechtfinden. Aber als ich dann selbst durch die Straßen schlenderte, war ich überrascht, wie sehr mich die mittelalterlichen Gassen, die prachtvollen Häuser und die Kirchen mit ihren Werken von Michelangelo und Leonardo da Vinci verzauberten.

Pflichtbewusst führte ich Sehenswürdigkeiten wie die Basilica Santa Croce auf den Tagesplänen auf, die ich den Teilnehmern jeden Morgen unter der Tür hindurchschob. Aber als wir die gotische Basilika aus dem 14. Jahrhundert betraten, verschlug es mir die Sprache, als ich vor den Gräbern von Galileo, Michelangelo, Rossini, Machiavelli und anderen berühmten Florentinern stand. Irgendetwas hatten diese Männer gemeinsam, die nicht aufgaben, als alles gegen sie sprach, und nicht müde wurden, den Weg für bahnbrechende philosophische und wissenschaftliche Erkenntnisse zu bereiten. Plötzlich war Florenz nicht

mehr nur eine Stadt mit jeder Menge Kunst und Geschichte.

Was ich nicht wusste, war, dass sich auch bei Tim etwas veränderte. Keiner von uns konnte es in Worte fassen, wir spürten nur, dass etwas anders war.

Am vierten Tag unserer Reise erwachte ich in Santa Margherita Ligure an der italienischen Riviera in einem vornehmen Hotel mit dem Namen Miramare. Während Tim noch schlief, setzte ich mich im Bett auf und schaute aus dem schmalen Fenster, das von strahlend weißen Gardinen umrahmt wurde, die sich in einer sanften Meeresbrise blähten. Von unserem Fenster im dritten Stock sah ich ein einsames Segelboot, dessen Segel zunächst grau, dann orange und zuletzt weiß aussah, während es sich im wechselnden Licht der aufgehenden Sonne durch den Hafen bewegte. Ich war seltsam ruhig, ja ich spürte sogar so etwas wie inneren Frieden. Das war ungewöhnlich.

Ich kuschelte mich wieder neben Tim unter die Bettdecke. »Hey«, flüsterte ich.

Grummeln. Schnarchen.

»Wach auf.«

Langsam öffnete Tim die Augen und warf einen verschlafenen Blick auf den eleganten Reisewecker, der auf dem Nachttisch stand. »Wir sind doch gerade erst ins Bett gegangen.«

»Die Berge und das Meer sehen aus wie gemalt.«

»Das steht nicht im Programm.«

»Glaub mir.«

Wir zogen unsere weißen Morgenmäntel an und ließen uns das Frühstück aufs Zimmer bringen. Das Tablett nahmen wir mit nach draußen und saßen wie zwei Filmstars in der kühlen Morgenluft auf dem Balkon.

»Das ist eine Wahnsinnsaussicht.«

»Hab ich dir doch gesagt«, sagte ich und goss mir echte Sahne in meinen Kaffee. »Mach mal einen Augenblick die Augen zu und hör einfach hin.« Stille, Vogelzwitschern, Wind in den Bäumen. Der melodische Klang der italienischen Sprache von einer Unterhaltung unter unserem Balkon.

Tim öffnete die Augen wieder und wir lachten.

»Florenz war ...«

»Ich weiß.«

»Du weißt doch gar nicht, was ich sagen wollte.«

»Doch.«

»Und was wollte ich sagen?«

»Überwältigend, aufwühlend, unglaublich, lebensverändernd.«

»Na gut, alles davon.«

Oh, oh ... Moment mal. Sollte es tatsächlich möglich sein, dass wir unser Zusammensein genossen? Bloß nicht! Komm wieder runter.

»Was steht denn heute auf dem Plan?«

»Bis zum Abend ist nichts geplant. Sollen wir etwas unternehmen?«

»Zusammen?!« Das ist eine lange Zeit bis zum Abend.

»Was soll denn das heißen?«

»So habe ich das nicht gemeint.«

»Wie soll ich es denn sonst verstehen?«

»Was stellst du dir denn vor?«

»Wir könnten uns zwei Motorroller mieten.«

Hmm. Auf diese Art hätten wir genügend körperlichen und emotionalen Abstand voneinander, um den Nachmittag erfolgreich zu überleben.

»Gut.«

»Wir könnten in die Berge rauffahren und uns irgendwo unterwegs ein kleines Restaurant suchen.«

Das klang romantisch. Ich wurde nervös.

Nach einem gemütlichen Frühstück fragten wir den Portier nach einem Motorrollerverleih und gingen die von Palmen gesäumte Strandpromenade entlang in die Stadt.

Das ehemalige Fischerdorf hatte sich mit der Zeit zu einer richtigen Touristenattraktion entwickelt. In den schmalen Sträßchen waren elegante Boutiquen und Galerien zwischen Lebensmittelgeschäften und Bäckereien eröffnet worden. In einer dunklen Seitengasse fanden wir schließlich den Motorrollerverleih, aber er war geschlossen und die Motorroller standen angekettet davor. Wir warteten eine Weile, aber bald wurde uns klar, dass die Öffnungszeiten auf dem Aushangsschild wohl eher »denkbare Möglichkeiten für Öffnungszeiten« waren.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und so beschlossen wir, dass ein Nachmittag am Pool mit Blick aufs Meer eine angemessene Alternative wäre. Wir schlenderten gemächlich die Strandpromenade zurück und genossen die Schönheit, die diese Gegend Italiens so einzigartig macht. Da waren die bunt gestrichenen Häuser mit ihren Fassadengemälden, die dem Auge Brüstungen, Stuck und Fensterläden vortäuschten, die es in Wirklichkeit gar nicht gab. Von Fenstern, Geländern und Torbögen rankten Blumen. Auf dem Meer spiegelte sich glitzernd das Sonnenlicht.

Hier hatte Christoph Columbus als kleiner Junge segeln gelernt. Tim griff nach meiner Hand, und es war ein gutes Gefühl, seine Hand zu halten. Einem solchen Anblick konnte man allein gar nicht standhalten – auch wenn man sich eigentlich aus dem Weg ging.

Und dann kam die übliche Unterhaltung, die wir auf jeder Reise, die wir je gemacht hatten, immer wieder geführt haben.

»Hier könnte ich bleiben«, sagte Tim.

»Ich auch.«

Aber dann kam die schicksalhafte Wendung.

»Nein, ich meine, hier könnte ich tatsächlich leben. Lieber heute als morgen.«

Den übrigen Weg zum Hotel legten wir schweigend zurück. Er hatte gerade etwas Unerhörtes vorgeschlagen. Warum eigentlich nicht? Warum sollten wir uns dieses Lebensgefühl nicht dauerhaft sichern, indem wir hierherzogen?

Nein, nein, nein. Ich werde dich verlassen, hast du das schon vergessen? Diese Entscheidung hat mich schon zu viel Zeit und Kraft gekostet. Ich würde mich nicht von einem romantischen Spaziergang am Meer aus dem Gleis bringen lassen. Ich ermahnte mich selbst, mich zusammenzureißen.

Aber schon bald waren wir zu dritt. Links hielt ich Tims Hand, aber rechts klammerte ich mich an ein Erlebnis in der Anwaltskanzlei vor Kurzem. Bald fühlte sich meine linke Hand besser an.

Ich erinnerte mich daran, wie ich im Wartezimmer saß, während die anderen Klienten über ihre Ex-Partner und deren mangelnde Unterhaltszahlungen jammerten. Meine Gedanken wanderten zu dem

Mann mit den grauen Haaren auf der Brust und der dicken Goldkette, der mir zugezwinkert hatte. Ich musste an die Blicke der anderen denken und daran, dass ihre Augen nicht mehr lachten. Es waren die traurigen Blicke von Menschen, die erkannt hatten, dass der Satz »Bis dass der Tod uns scheidet« auch nur aus ein paar unsicheren Worten besteht. Ich konnte den Schmerz hinter der gespielten Tapferkeit und den Witzen der Menschen hören, die mit zitternden Händen versuchten, die Herzen ihrer Kinder zu schützen.

Ich wollte nicht wirklich zu diesen Menschen gehören, aber ich wusste auch nicht, wie ich sonst mit meiner inneren Leere und unseren zermürenden Auseinandersetzungen umgehen sollte.

Zwanzig Minuten später lagen Tim und ich Seite an Seite in zwei blau gestreiften Liegestühlen am Pool des Hotels und schauten aufs Meer. Abgesehen von einem Hotelangestellten, der nicht zu übersehen war, weil er umwerfend gut aussah, waren wir die einzigen Menschen weit und breit.

»Was ich vorhin gesagt habe, habe ich wirklich ernst gemeint«, sagte Tim.

»Ich auch.« Während ich sprach, dachte ich noch: Hör auf mit dem Quatsch. Ich hätte Tim schon vor Monaten verlassen, wenn Katie und Matt nicht gewesen wären. Einen anderen Mann in meinem Leben konnte ich mir ganz gut vorstellen, aber es fiel mir extrem schwer, mir eine andere Familie vorzustellen.

Ganz egal, wie oft ich auch las, dass Scheidungskinder letztlich sehr gut zurechtkommen, ich konnte es einfach nicht glauben. Ich war Lehrerin und kannte viele Scheidungskinder, und ich fragte mich, wie viele dieser Autoren schon einmal mit Schülern wie Kyle in einer Klasse gewesen waren, der mich mit seinen grünen Augen ausdruckslos anstarrte, wenn ich ihn fragte, warum er die anderen Kinder schlug und ohne Grund Gemeinheiten sagte. Wie viele von ihnen hatten wohl schon einmal eine in Tränen aufgelöste Cynthia im Arm gehabt, die schließlich zugab, dass sie im Unterricht einschief, weil sie die ganze Nacht wach geblieben war und auf ihren Vater gewartet hatte, obwohl ihre Eltern schon seit über einem Jahr rechtskräftig geschieden waren ...

»Ich könnte kündigen, und wir könnten unser Haus verkaufen und

von dem Geld leben«, sagte Tim.

»Spinnst du?«

»Ich weiß nicht. In den letzten Tagen ... Ich bin nicht mehr glücklich mit meinem Job. Das ist mir gestern mit einem Schlag klar geworden, als wir über die Ponte Vecchio gegangen sind. Die Arbeit macht mir schon lange keinen Spaß mehr. Es war, als habe mir jemand eine Ohrfeige gegeben und mir gesagt, ich solle endlich aufwachen.«

»Das versuche ich doch schon seit Jahren.«

»Es ist mir ernst. Andere Leute machen auch verrückte Dinge, warum können wir das nicht auch?«

»Weil wir nicht an einem Strang ziehen können. Wir können keine Kompromisse schließen. Unsere Kommunikation ist erbärmlich, und wir können uns nicht einmal mehr leiden, oder hast du das schon vergessen?«

»Denk einfach mal darüber nach. Mehr will ich gar nicht.«

Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen. Die warme Sonne auf meinem Körper fühlte sich herrlich an. Und da schien eine innere Stimme zu schreien: Tu es.

Das traf mich so unerwartet, dass ich mich aufrichtete, die Augen öffnete und mich umsah. Tim hatte die Augen noch geschlossen. Der Hotelangestellte sah immer noch genauso gut aus und wirkte nicht so, als hätte er gerade etwas gesagt. Ich legte mich wieder zurück und befahl meinem Gewissen, oder was auch immer es gewesen war, die Klappe zu halten.

Aber die Stimme ließ sich nicht beeindrucken. Sehr bestimmt fing sie an, mich mit einer ganz einfachen Frage zu plagen: Warum klammerst du dich so an deinen ach so tollen Lebensstil in Los Angeles, der dich doch nur von dem Mann entfernt hat, den du einmal geliebt hast, und der deinen Kindern ganz falsche Wertmaßstäbe vermittelt hat?

»Tim«, flüsterte ich, »ist dir schon einmal der Gedanke gekommen, dass es vielleicht an dem Leben liegt, das wir uns aufgebaut haben, diesem amerikanischen Traum, dass wir so unglücklich sind?«

Tim hörte mir auf seinen Ellbogen gestützt zu und sah mich mit seinen stahlblauen Augen durchdringend an.

»Irgendwie verliert man sich in alldem so leicht. Aber man merkt erst,

dass man verloren ist, wenn es nicht mehr zu ertragen ist. Das Leben, das man sich aufgebaut hat, erdrückt einen Stück für Stück. Und dann zerbricht alles. Die Ehe, die Familie ...«

Schweigen. Dann traten Tim die Tränen in die Augen, womit er mich natürlich ansteckte. »Ich glaube, man kann wohl sagen, dass wir uns schon verloren haben und kurz vor dem Zerbruch stehen«, meinte er. Ich nickte nur und versuchte, die Tränen zurückzuhalten.

»Dann lass uns etwas völlig Verrücktes tun. Komm schon, was haben wir denn zu verlieren?«

»Du willst, dass ich alles aufgebe, dass ich mich von allen unseren Freunden und Verwandten trenne? Ich weiß nicht, Tim. Katie ist jetzt in der Mittelstufe. Und wenn wir schon zu Hause kaum zivilisiert miteinander umgehen können, wie soll das dann unter dieser Belastung werden?«

»Wir würden etwas tun, das wirklich zählt, und wir würden es gemeinsam tun. Die Kinder würden etwas von der Welt sehen. Denk darüber nach.«

Ich legte mich wieder hin, wandte den Kopf von Tim ab ... und bekam ganz still und leise einen Nervenzusammenbruch. Ich hatte die Wahl: Entweder konnte ich weiter heimlich die Scheidung anstreben, würde die Hälfte von unserem Besitz bekommen und damit wahrscheinlich finanziell aus dem Schneider sein. Ich könnte ein neues Leben anfangen – und Katie und Matt würden für immer mit verwundeten Herzen leben müssen. Oder ich konnte diesen Menschen neben mir als den Mann sehen, den ich einmal geliebt hatte, und mir eingestehen, dass wir beide verängstigt und verloren waren und dass es vielleicht noch nicht zu spät war, alles noch einmal herumzudrehen.

Und dort in den blau gestreiften Liegestühlen, an dem Strand, an dem auch Christoph Columbus aufgewachsen war, wurde mir klar: Wenn wir auch nur einen Funken seines Mutes hatten, dann mussten auch wir es wagen, ins Unbekannte zu segeln. Wir ertranken gerade in dem Leben, das wir uns selbst aufgebaut hatten. Irgendetwas musste sterben – entweder unser bisheriger Lebensstil oder unsere Familie. All die gemeinsamen Jahre sollten uns doch wenigstens so viel wert sein, dass wir bereit waren, noch einen wirklichen Versuch zu unternehmen. Und

zu sehen, ob das Leben, das wir uns eingerichtet hatten, unserer Liebe im Weg stand.

Und dann sagte ich mit einer Stimme, die ich kaum wiedererkannte: »Wenn es in der Nähe eine internationale Schule gibt, werde ich es in Erwägung ziehen.«

Wir sahen uns an, und ich hatte das Gefühl, dass uns diese verrückte Idee, dieser Gedanke an das Unmögliche, zum ersten Mal seit langer Zeit wieder wirklich miteinander verband. Es war, wie wenn sich alte Freunde begegnen oder Soldaten müde vom Schlachtfeld zurückkehren.

Wir richteten uns in unseren Liegestühlen auf und kicherten nervös. Ich rief dem Adonis von Hotelmitarbeiter zu: »Gibt es hier in der Nähe eine internationale Schule?«

Er überlegte einen Augenblick, nickte dann langsam und meinte: »In Genua.«

KAPITEL 2

Die Entscheidung

Am nächsten Morgen wachte ich schon vor Sonnenaufgang auf, lag still im Bett und hörte zu, wie Tim leise schnarchte. Ich wartete darauf, dass die Sonne aufgehen und uns mit ihren Strahlen zur Vernunft bringen würde. Das Gefühl der Leichtigkeit vom Vortag hatte sich aufgelöst wie ein Nebel in der Wüste. Auf einem Haufen zerknitterter Kleider in meinem Koffer lag die glänzende blau-weiße Mappe mit den Unterlagen für Katies und Matthews Anmeldung in der internationalen Schule in Genua.

Ich versuchte, mir die Mienen unserer Kinder vorzustellen, wenn wir ihnen erzählten, dass sie im nächsten Jahr in einer alten Villa auf der anderen Seite der Erde zur Schule gehen würden. Aber in meiner Fantasie waren sie nicht erfreut darüber. Alles in mir schrie danach, in die entgegengesetzte Richtung davonzulaufen, so schnell ich nur konnte. Sobald Tim wach war, würde ich ein Machtwort sprechen und diesen Wahnsinn beenden.

Unruhig stand ich auf und setzte mich in meine Bettdecke gewickelt allein auf den Balkon. Normalerweise hätte ich jetzt sofort ein Stoßgebet zum Himmel geschickt und Gott um Kraft und Hilfe gebeten, damit ich in dem bevorstehenden Gespräch mit Tim die richtigen Worte finden würde. Aber ich war wütend auf Gott, weil er mich dauernd im Stich ließ und mich mit diesen Versen aus dem Matthäusevangelium an unserer Hochzeit von Anfang an in die Irre geleitet hatte. Ich hätte auf den Pfarrer hören und eine andere Bibelstelle auswählen sollen. Matthäus 6,25–34 hatte sich als ein totaler Reinfall erwiesen. Aller Glaube der Welt hatte uns nicht geholfen, eine tiefe und dauerhafte Beziehung aufzubauen.

Ich lehnte den Kopf gegen die Stuhllehne und genoss den Anblick des Sternenhimmels über dem Meer. Die Schönheit dieses Anblicks erfüllte mich mit einem Frieden, der alle Sorgen vertrieb. Und so saß ich

da und staunte darüber, wie die Natur die Gedanken beruhigen und unser Herz mit der Gegenwart Gottes erfüllen konnte, bis die Sonne aufging und Tim mit der Mappe mit den Schulunterlagen in der Hand in der Tür stand.

»Hallo«, sagte er.

»Hallo.«

»Kannst du nicht schlafen?«

»Irgendwie nicht.«

»Ich weiß. Das ist alles so aufregend.« Er ließ sich in den Stuhl neben mir fallen und fing an, die Unterlagen durchzublättern. »Das ist doch kein Zufall, dass die einzigen beiden Klassen, in denen im nächsten Schuljahr noch Plätze frei sind, ausgerechnet Katies und Matts Jahrgänge sind. Das ist ein Zeichen von Gott.«

»Tim!«

»Gleich nach dem Frühstück fahren wir zu dem Makler, den uns die Sekretärin empfohlen hat.«

»Tim!!!«

Er holte eine Visitenkarte aus der Mappe und hielt sie hoch. »Sie helfen jedes Jahr vielen ihrer Lehrer bei der Wohnungssuche. Wir schauen mal, was für Wohnungen sie so auf ihrer Liste haben.«

»Tim, hör auf.« Jetzt sah er mich an. »Wir müssen miteinander reden.«

»Du machst doch jetzt nicht etwa einen Rückzieher, oder? Du warst die ganze Nacht wach und hast dir alle möglichen Gründe ausgedacht, weshalb das nicht funktionieren kann. Das ist ein typisches Beispiel dafür, warum unsere Ehe nicht funktioniert. Ständig zerbrichst du dir über alles den Kopf und hast so eine negative Einstellung.«

»Wie bitte?« Wie ich diese Überraschungsangriffe hasste. Dabei vergaß ich immer alles, was ich sagen wollte. »Ich zerbreche mir den Kopf? Irgendjemand muss dich ja vor deiner dämlichen Impulsivität bewahren. Soll ich mal ein paar deiner berühmten Entscheidungen aufwärmen? Wie war das zum Beispiel mit dem Dreitausend-Dollar-Teleskop, das du unbedingt haben musstest und das dich auf wundersame Weise glücklich machen und dafür sorgen sollte, dass du mit deinen Kindern ein Hobby teilen könntest? Du hast es genau einmal

im Garten aufgebaut.« Wo kam das jetzt her? Ich habe in den letzten drei Jahren kein einziges Mal an das Teleskop gedacht.

»Wenn ich mich recht erinnere, hast du es mir zu Weihnachten geschenkt.«

»Ja, nachdem du wochenlang gequengelt hast wie ein kleines Kind.«

»Quengeln geht aber über längere Zeit und wäre dann das Gegenteil von impulsiv.« Er stand auf und zeigte mit der Mappe wie mit einem übergroßen, glänzenden Finger auf meine Nase. »Und außerdem haben impulsive Menschen mehr Spaß am Leben. Du kennst ja überhaupt keinen Spaß.«

»Oh doch«, schrie ich ihm hinterher, als er davonstapfte. Ich habe Spaß. Ich mag Witze. Das werde ich ihm zeigen. Ich folgte ihm ins Zimmer, wo er wütend seine beigen Shorts anzog. »Nur zu deiner Information: Ich hab da draußen gesessen und mir den Gesichtsausdruck von Katie und Matt vorgestellt, wenn wir ihnen die Neuigkeiten überbringen. Darüber habe ich nachgedacht.«

»Klar.«

»Und du hast diesen Streit nur vom Zaun gebrochen, weil du kalte Füße kriegst und es jetzt so hinstellen willst, als ob ich einen Rückzieher mache, damit du daheim erzählen kannst: ‚Ich hätte es ja getan, aber du wolltest ja nicht.‘« Ach komm, Susan, hör jetzt auf, solange du noch die Oberhand hast. Das bringt nichts.

»Du weißt genau, dass das nicht wahr ist.«

Wir standen da und starrten uns lange an. Dann zog Tim sein Hemd an und sagte: »Gestern Abend haben wir uns gegenseitig versprochen, dass wir zumindest den Tag heute abwarten wollten, bis wir eine Entscheidung treffen. Können wir das tun?«

»In Ordnung.« So hatte ich mir diese Unterhaltung ganz und gar nicht vorgestellt. Aber ein Tag mehr konnte auch nicht schaden.

Wir brauchten den ganzen Vormittag, um den Immobiliare, den Makler, zu finden. Als wir das Studio Massa in einer kleinen Seitengasse mit Kopfsteinpflaster am Hafen von Nervi endlich gefunden hatten, erwies es sich als schwierig, uns mit Umberto zu verständigen. Er erinnerte optisch ein wenig an Gene Wilder und sprach kaum Englisch. Schließlich hatte er verstanden, dass wir für ein Jahr eine voll möblierte

Wohnung für vier Personen in der Nähe der Schule suchten. Er meinte, er hätte nur eine Wohnung, die infrage käme und im Juli frei würde, aber wir könnten sie erst um 18:00 Uhr anschauen.

So beschlossen wir, den Nachmittag durch Nervi und die Nachbarstadt Quinto zu spazieren, um uns einen Eindruck davon zu verschaffen, wie das Leben hier aussah. Santa Margherita war ein ruhiger Ort für Touristen. Nervi, obwohl es nur ein paar Minuten weiter der Küste entlang Richtung Genua lag, war städtischer, aber es war ebenfalls bunt und hatte den Reiz einer Stadt am Meer. Zu den rankenden Blumen und den Fassadengemälden kam hier noch etwas hinzu: Lärm.

Wir schlenderten den unebenen Gehweg der geschäftigen Hauptstraße entlang, die erfüllt war mit dem Lärm von Bussen, Autos und Motorrollern, stiegen den Hügel hinauf durch Wohnviertel mit Hochhäusern, wo Nachbarn miteinander schimpften, Kinder lachten und Babys schrien, und kamen an Parks vorbei, in denen ältere Menschen auf den Bänken saßen und schwatzten. Wir wurden angestarrt und sahen auf uns gerichtete Finger. Ich glaube, die Leute hier sahen nicht jeden Tag einen zwei Meter großen Mann mit Glatze und eine ebenfalls ziemlich große blonde Frau kreuz und quer durch ihr Stadtviertel schlendern.

Während unserer Stadtbesichtigung redete Tim ununterbrochen und voller Leidenschaft davon, wie wir hier ganz von vorne anfangen und aus unserem gewohnten Trott ausbrechen konnten, während ich verbohrt schweigend neben ihm herlief und innerlich eine lange Liste von allen Eigenschaften machte, die mich an ihm störten, wie zum Beispiel, dass er beim Essen immer mit den Zähnen über die Gabel schabte, wenn er sich einen Bissen in den Mund schob.

Aber ganz gegen meinen Willen schlichen sich Faszination und Hoffnung langsam in meine Gedanken, wie Grashalme, die aus den Ritzen des Asphalt wachsen. Irgendetwas drängte mich dazu, meine negativen Gedanken loszulassen. Dieses Etwas war fast greifbar, und es fühlte sich ganz anders an als alles, was ich kannte. Ganz gleich, welche Argumente gegen diesen absurden Plan mir durch den Kopf schossen, ich wurde immer mehr dazu hingezogen. Es war, als seien mein Körper

und mein Mund losgelöst worden von meinem Verstand. Ich hörte mich sogar so dumme Fragen stellen wie die, wie viel Geld wir wohl für unser Auto bekommen würden und ob uns das gestatten würde, an den Wochenenden ein wenig zu reisen, zum Beispiel in die Schweiz oder nach Deutschland. Ich fühlte mich wie eine Marionette und wusste nicht, wer an meinen Fäden zog.

Dann fragte ich mich, ob ich nicht tatsächlich einen Nervenzusammenbruch hatte und die Grenzen zwischen Fantasie und Realität zu verschwimmen begannen. Fühlt es sich so an, wenn man langsam durchdreht? Wie kann es sein, dass ich letzte Woche noch bei meinem Rechtsanwalt die Papiere für die Scheidung unterschrieben habe und jetzt überlege, genau mit dem Mann, von dem ich mich scheiden lassen wollte, auf die andere Seite des Ozeans zu ziehen?

Am Nachmittag waren wir körperlich und emotional erschöpft und beschlossen, irgendwo eine Kleinigkeit zu essen. Tim und ich saßen uns in einem kleinen Restaurant an einem kleinen Tisch mit steifer, weißer Tischdecke gegenüber. Die Fenster des Lokals sahen aus wie Bullaugen mit Blick auf das blaue Wasser. Unter normalen Umständen hätte ich das sehr hübsch gefunden, aber jetzt, wo meine ganze Zukunft an einem seidenen Faden hing, war ich nicht in der Stimmung für romantische Ausblicke. Ich legte die Finger an die Schläfe und versuchte, die aufkommenden Kopfschmerzen wegzumassieren.

Tim war mit zusammengebissenen Zähnen und gerunzelter Stirn damit beschäftigt, alles durchzurechnen. Der gelbe Bleistift in seiner Hand kritzelte mit weicher Mine Reihen von Zahlen auf das Papierdeckchen vor ihm. Er liebte es, schwarz auf weiß zu beweisen, warum wir etwas tun oder bleiben lassen sollten. Sogar das Geräusch der Bleistiftmine auf dem Papier verursachte mir eine Gänsehaut.

»Die Miete wäre halb so viel, wie wir für das Haus kriegen, und wenn man alle Nebenkosten, Reisekosten, Versicherung zusammenzählt ... Hörst du mir überhaupt zu?« Tim fuchtelte mit dem Bleistift in meine Richtung.

»Ich sitze nur einen Meter von dir entfernt. Natürlich höre ich dir zu.«

»Es wäre schön, wenn du mich dabei anschauen könntest.«

Ich hörte auf, meine Schläfen zu massieren, und sah auf das

Papierdeckchen. Seine Zahlenreihen waren so ordentlich, dass ich plötzlich dieses Verlangen in mir spürte, ihm den Bleistift zu entreißen und auf dem Blatt herumzukritzeln, nur um zu sehen, was er tun würde.

»Wie ich schon sagte, wenn wir sparsam sind, könnten wir wahrscheinlich sogar zwei Jahre hier leben.«

»Wollen wir das wirklich tun?«

»Ich will nur alle Informationen zusammentragen, damit wir eine vernünftige Entscheidung treffen können.«

»Lassen wir die Vernunft einmal außen vor.«

Um 17:45 Uhr gingen wir zurück zum Studio Massa und quetschten uns in Umbertos winziges silbernes Auto. Wir fuhren eine gewundene Straße den Hügel hinauf, bis wir vor einem mehrstöckigen Wohnhaus in der Via Fratelli Coda hielten. Es sah aus wie aus den 1970er-Jahren, aus einer Mischung aus Schiefer, Stein und Klinker und Balkongeländern aus grauem Stahl quer über die ganze Vorderseite.

Ich holte tief Luft, wischte mir die verschwitzten Hände an meiner Jeans ab und tippte Tim auf die Schulter. »Wenn das ein Dreckloch ist, dann soll es einfach nicht sein. Dann reisen wir morgen ab und lassen den Plan fallen. Okay?«

»Und wenn es kein Dreckloch ist?«

»Dann ist es ein Zeichen, dass wir es tun sollten.«

»Einverstanden.«

Ich war mir sicher, dass es ein Dreckloch sein würde. Wir gingen zu dritt durch die hohe Eingangshalle, vorbei an einer Wand mit Spiegeln, und standen schließlich vor einer schmalen Aufzugtür. Nervös lächelten wir uns an. Die Tür ging auf und wir zwängten uns hinein. Es war beängstigend eng und fühlte sich an wie ein Sarg für vier Personen oder eine mobile Telefonzelle. Umberto drückte auf einen Knopf, und während der Aufzug ruckelnd in den 7. Stock hinauffuhr, musste ich an verschiedene klaustrophobische Aufzug-Szenen in Filmen denken. Das ist ja ein sehr beliebtes Filmmotiv: Ein paar ahnungslose Menschen fahren in einem Aufzug. Sie sind alle recht zufrieden mit ihrem eigenen kleinen Leben, immer in der Annahme, alles sei in bester Ordnung. Aber der Zuschauer sieht, dass das Stahlseil des Aufzugs sich aufzufasern beginnt und der Aufzug demnächst ins Verderben stürzen wird. Im

Aufzug fangen die Fahrgäste an, sich über Nichtigkeiten zu streiten, während die Zuschauer entsetzt zusehen müssen, wie diese Menschen die letzten Augenblicke ihres Lebens mit so nutzlosen, wertlosen Dingen vergeuden.

In diesem Augenblick wurde mir klar, dass Tim und ich genau das machten. Wir waren diejenigen, die vollkommen am Sinn des Lebens vorbeilebten. Und mir wurde unmissverständlich klar, dass ich diese Entscheidung nicht ganz in der Hand hatte, sondern dass hier noch eine höhere Macht im Spiel war. Plötzlich erschien alles, was zwischen uns nicht stimmte, belanglos neben der Dringlichkeit, unsere Familie zu bewahren. Mich überkam eine solche Verzweiflung, dass ich meinen Zorn auf Gott ganz vergaß und ihn um Hilfe anflehte. Und plötzlich kamen mir aus dem Nichts Bruchstücke aus Matthäus 6,25–34 in den Sinn: Können all eure Sorgen euer Leben auch nur um einen einzigen Augenblick verlängern? ... Warum sorgt ihr euch ... Wenn ihr für ihn lebt und das Reich Gottes zu eurem wichtigsten Anliegen macht, wird er euch jeden Tag geben, was ihr braucht ...

Ich stand sozusagen Gott Auge in Auge gegenüber, dort in diesem Aufzug, und ich wusste, dass dies die alles entscheidende Weggabelung auf meinem Lebensweg war. Wie sehr vertraute ich nach 44 Jahren als Christ wirklich auf seine Liebe? Wie stark war mein Glaube wirklich? Hatte ich den Mut, mein Leben ganz in Gottes Hand zu legen?

Und er sagte zu mir: »Du und Tim, ihr seid emotional und geistlich am Ende. Eure Familie zerbricht, eure Kinder leiden darunter, und du willst vor diesem Schmerz davonlaufen.«

»Ja, das will ich. Ich bin total fertig. Ich kann keinen einzigen Tag mehr so weitermachen. Sieh mich doch an. Ich weiß ja nicht einmal mehr, wer ich bin. Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, wie es ist, wirklich glücklich zu sein.«

»Und was ist mit Katie und Matt? Wirst du wirklich glücklich sein, wenn sie verwirrt und traurig zwischen zwei Wohnungen, zwei Leben, zwei Elternteilen hin- und hergerissen werden?«

»Wie kannst du mir nur so eine unfaire Frage stellen? Wie soll ich als Mutter meine Bedürfnisse gegen die meiner Kinder abwägen?«

»Sag du's mir.«

»Ich wollte die Sache so lösen, wie sie in dieser Welt nun mal gelöst wird. Wir würden schon klarkommen.«

»Das kannst du tun, wenn du willst, aber ich biete dir jetzt die Chance deines Lebens an.«

»Ich habe aber Angst!«

»Wovor? Augenblicklich hast du nichts weiter als einen Scherbenhaufen und ein paar Dollar auf deinem Bankkonto, und die sind nebenbei bemerkt in meiner Welt kein Zahlungsmittel.«

»Und wenn ich mich darauf einlasse und es verändert sich nichts?«

»Und wenn sich doch etwas verändert?«

»Aber was, wenn ich es mache und dann wieder an diesem Punkt lande? Ich habe immer und immer wieder versucht, mich an Matthäus 6,25–34 zu halten, und nichts ist passiert.«

»Du hast ganz mit mir gelebt?«

»Ich habe dich um Antworten und um Hilfe bei Entscheidungen gebeten.«

»Du hast zu mir gebetet, nachdem du deine Entscheidungen bereits getroffen hattest und es nicht funktioniert hat. Du hast immer erst nach vollendeten Tatsachen gebetet.«

»Wirklich?«

»Ja, sei doch ehrlich: Wann hast du mich um Rat gebeten, bevor du eine Entscheidung getroffen hast? Hast du meine Führung je wahrgenommen?«

»Ich dachte, ich wüsste, wo es langgeht. Ich bin ja schließlich immer in die Gemeinde gegangen. Ich habe die Predigten gehört.«

»Aber hast du wirklich zugehört?«

»Willst du mich reinlegen? Hängt dieser Aufzug am seidenen Faden? Werden wir jetzt gleich in den Tod stürzen?«

»Warum vertraust du mir nicht?«

»Ich werde dir vertrauen, wenn die Wohnung kein Dreckloch ist.«

Die längste Aufzugsfahrt meines Lebens ging zu Ende, und als die Tür aufging, standen wir vor einer Treppe im Freien. Wir gingen drei Stufen hinunter zur Wohnungstür und holten noch einmal tief Luft. Der Makler ruckelte mit dem Schlüssel im Schloss herum, bis sich die Tür öffnete und den Blick freigab auf eine ungeheure Aussicht auf das Meer, den

Himmel und die Küste. Die Wohnung hatte über die gesamte Front bodentiefe Fenster. Tim und ich hielten ehrfürchtig die Luft an, sahen uns an und standen wie versteinert da.

»Oh nein«, sagte ich, »jetzt müssen wir es tun!«

Mit zitternden Fingern unterschrieben wir einen Vorvertrag für die Wohnung (auf Italienisch, wohlgemerkt) und gingen dann zurück ins Hotel, wo wir an diesem Abend unser letztes gemeinsames Essen mit unseren Gästen hatten. Das Ganze war völlig verrückt und unvorstellbar. Es war mutig und zugleich dumm. Seit Jahren hatte ich mich nicht mehr so gut bei etwas gefühlt.

Wir flogen nach Hause und überbrachten unseren fassungslosen Kindern die Neuigkeit: Wir würden nach Italien ziehen. Tim kündigte gleich am nächsten Tag. Wir verkauften unser Haus und einige von unseren Sachen, lagerten den Rest ein und überließen unsere Hündin »Carmel Corn« der Obhut der Familie, die unser Haus gekauft hatte und die uns großzügigerweise angeboten hatte, sich ein Jahr lang um sie zu kümmern.

Zwei Monate später saßen wir wieder im Flugzeug nach Italien. Das Ganze war unglaublich aufregend und verrückt. Die Menschen um uns herum fragten sich, ob wir den Verstand verloren hatten. Und wir hofften, dass wir ihn endlich wiedergefunden hatten.

KAPITEL 3

Der erste Tag

Nach einem Nachtflug kamen wir um 5:00 Uhr morgens in Paris an. Als wir alle unsere 14 knallroten Koffer vom Gepäckband gefischt hatten, schleppten wir alles aus dem Flughafen. Ronit, eine hübsche Israeli, die mit Tims bestem Freund Jack verheiratet war und mit ihm seit 10 Jahren in Paris lebte, holte uns mit einem Kleinbus ab und brachte uns zum Zug am Gare de Lyon. Da der Bahnhof ziemlich weit vom Flughafen entfernt war, waren wir sehr dankbar für ihre Hilfe.

Bei der Gelegenheit machte sie mit uns eine kleine Stadtrundfahrt bei Sonnenaufgang. Wir versuchten, begeistert zu wirken, aber wir waren alle sehr müde vom langen Flug und den letzten 8 Wochen, in denen wir in aller Eile alles abgewickelt und unsere Habseligkeiten gepackt hatten. Matt konnte kaum noch geradeaus schauen. Wir sagten immer wieder zu ihm: »Schau mal, da ist der Arc de Triomphe!« oder »Die Champs-Élysées!«, woraufhin Matt seine Standardantwort brummelte: »Na und? Ist doch bloß eine Straße.«

Katie erwachte zwischen den einzelnen Titeln auf ihrer frisch gebrannten CD immer mal zum Leben und zeigte einen Hauch von Interesse für die reich verzierten Häuser und die malerischen Straßencafés. Ihre beste Freundin hatte ihr die CD gebrannt, und ich beschloss mir einzureden, dass sie Vivaldi hörte.

Schließlich kamen wir am Bahnhof an und schafften es mit einiger Mühe zu unserem Zug. Ronit stand lächelnd am Bahnsteig und winkte uns nach, als sich die Türen schlossen. Der Zug ruckte an und glitt dann aus dem Bahnhof. Sie warf uns eine Kuschhand zu und ging dann, die Hand gegen das Zugfenster gedrückt, noch ein Stück neben dem Zug her. Wir sahen ihr nach, bis sie nur noch so groß war wie ein Stecknadelkopf. Jetzt waren wir endgültig auf uns allein gestellt auf diesem fremden Kontinent.

Wir machten es uns auf den rot gepolsterten Sitzen des modernen

Zuges bequem. Tim und Katie saßen auf der einen und Matt und ich auf der anderen Seite des Ganges.

»Mein Sitz lässt sich nicht nach hinten klappen«, beklagte sich Matt und sah zu Katie hinüber. »Wieso hast du immer den besseren Platz?«

»Ich habe nicht immer den besseren Platz. Dein Sitz ist nur kaputt«, erwiderte Katie und drehte ihre langen blonden Haare zu einem Knoten.

»Hier gibt es jede Menge freie Sitze. Such dir doch einfach einen anderen«, sagte Tim. »Und hör auf, die ganze Zeit herumzujammern.« Matt stand auf und setzte sich auf die andere Seite des Ganges zu Tim und Katie.

»Wie lange dauert die Fahrt?«, fragte Matt. »Das war kein Jammern, nur eine Frage.«

»Es sind neun Stunden bis Genua«, erklärte ich. »Wir sollten uns alle entspannen und versuchen, ein bisschen zu schlafen. Wir sind schon weit jenseits der Müdigkeit.«

Bald hatten wir es uns bequem gemacht, und jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Ich schob die Vorhänge zurück und warf einen Blick auf die vorbeihuschende Landschaft. Weiße Kühe standen auf Wiesen mit gelblichem Gras. Sie wirkten gespenstisch vor den dunklen Bäumen und dem stürmischen Himmel.

»Matt«, flüsterte ich über den Gang, um die anderen Passagiere nicht zu stören, »schau dir mal die Farbe der Kühe hier an. Sie haben gar keine schwarzen Flecken.«

Schweigen.

»Matt?« Er schaute mich über den Gang hinweg mit weiten Pupillen an. Irgendetwas stimmte nicht.

»Mir geht es gar nicht gut.« Das Gesicht meines Elfjährigen fing an sich zu verziehen.

»Komm rüber und setz dich auf meinen Schoß«, sagte ich, obwohl er fast so groß war wie ich. Als er sich in meine Arme kuschelte, begann er am ganzen Körper zu zittern.

»Ich muss die ganze Zeit zittern«, flüsterte Matt.

»Schatz, ich glaube, du hast einen Panikanfall.« So etwas war ihm noch nie passiert. Ich bemühte mich verzweifelt, ruhig zu bleiben.

»Mach dir keine Sorgen. Das sind nur die Nerven. Wird schon alles

wieder gut.«

»Ich habe Angst«, gab Matt mit bebender Stimme zu. »Ich weiß nicht mal, wie Italien aussieht.«

»Dort, wo wir leben werden, sieht es so ähnlich aus wie in Kalifornien. Nur die Häuser sind älter.« Ich strich über seinen Bürstenschnitt und kraulte ihm den Nacken, während ich so gut wie möglich versuchte, ihm sein neues Zuhause zu beschreiben. Allmählich wurde er schläfrig. Obwohl mir die Beine einschiefen, wagte ich es nicht, ihn zur Seite zu schieben. Es traf mich tief, wie verletzlich er war, und ich wusste, dass es nicht mehr oft vorkommen würde, dass er so kindlich in meinen Armen Trost suchen würde. Ich warf einen Blick hinüber zu Katie, die unter Tränen zu uns hinübersah. Auch sie war innerlich aufgewühlt.

»Mama?«

»Alles in Ordnung?«, flüsterte ich, um Matt nicht zu wecken.

Katie nickte zuerst, aber dann schüttelte sie den Kopf. »Ich will nicht darüber reden«, brachte sie unter Tränen heraus.

»Gut. Ich auch nicht«, versuchte ich sie mit einem Witzchen aufzumuntern.

Ich streckte meine Hand nach ihr aus, und wir fassten uns über den Gang hinweg an den Händen. Ich warf immer wieder flüchtige Blicke zu Tim hinüber, in der Hoffnung, dass er herüberschaute, aber er schnarchte nur in sein Kissen. Vielen Dank für deine Hilfe, starker Mann.

Da ich nicht schlafen konnte, legte ich nur den Kopf zurück und sah zu, wie die Landschaft draußen verschwommen vorbeiflog. Obwohl der Zug überfüllt war, schienen wir vier irgendwie ganz allein im Abteil zu sein. Wie eine Familie auf einer einsamen Insel.

Als sie eingeschlafen war, legte ich Katies Hand sanft auf ihre Armlehne und änderte meine Position unter Matthews Gewicht, damit meine Beine nicht ganz einschiefen. Um mich herum hörte ich fremde Sprachen, als sich die anderen Passagiere unterhielten. Tränen liefen mir über die Wangen, aber ich war mir nicht sicher, ob ich weinte oder lachte. Der Rhythmus der Räder auf den Gleisen vermischte sich in meinem Kopf mit meinen Gedanken: Oh Gott, was haben wir getan? Oh Gott, was haben wir getan? ...

Angst und Zweifel breiteten sich im Abteil aus wie ein giftiges Gas.

Meine Hände zitterten und mein Herz hämmerte wild in meiner Brust. Jetzt war ich wohl an der Reihe, einen Panikanfall zu bekommen. Ich bemühte mich, bewusst und tief zu atmen und meine Gefühle unter Kontrolle zu bekommen. Dabei bemerkte ich vage, dass der Schaffner mich neugierig beobachtete. Mit geschlossenen Augen zwang ich mich, langsam bis 10 zu zählen und mir die Zahlen dabei vorzustellen. Aber anstelle der Zahlen sah ich nur einen Abschnitt aus einem Artikel von Dr. Norman Vincent Pale vor mir, den ich vor Jahren, als ich noch Religion unterrichtet hatte, einmal im Unterricht verwendet hatte. Er schrieb, wenn wir verzweifelt seien, sollten wir uns besonders oft daran erinnern, dass Gott bei uns ist, dass er uns nie im Stich lassen wird und dass wir uns auf ihn verlassen können. Er schrieb, wir sollten die Worte »Gott ist bei mir und hilft mir« ruhig immer wieder laut sagen, um uns an seine Macht und seine große Liebe zu erinnern.

Also fing ich unter dem wachsamen Blick des Schaffners an, diese Worte leise vor mich hin zu flüstern. Und so verwandelte sich meine Litanei von »Oh Gott, was haben wir getan? Oh Gott, was haben wir getan?« zu »Gott ist bei mir und er hilft mir. Gott ist bei mir und er hilft mir ...«. Schon nach wenigen Minuten hörte mein Herz auf zu hämmern und meine Tränen versiegt. Aber ich fühlte die Angst immer noch schmerzhaft.

Gegen 21:00 Uhr kamen wir in Genua an. Wir stiegen mit all unseren 14 riesigen Koffern am falschen Bahnhof aus, als wir den Schaffner Genua sagen hörten. Der Gedanke, dass es in dieser großen Stadt mehr als einen Bahnhof geben könnte, kam uns gar nicht. Nun waren wir in Genua Principe. Wir hätten in Genua Brignole aussteigen sollen.

»Was zum Kuckuck soll das heißen, wir sind am falschen Bahnhof?«, sagte Tim zähneknirschend, als wir unsere Fahrkarten noch einmal überprüften. Und plötzlich tauchte das Wort Kuckuck ständig auf: »Was zum Kuckuck sollen wir jetzt machen? Wir haben keine Ahnung, wie zum Kuckuck wir von hier aus zu unserer Unterkunft für heute Nacht kommen sollen.«

»Komm, wir suchen einen Stadtplan.« Ich versuchte ruhig zu bleiben und sah mich im Bahnhof um, aber von überall her starteten mir nur Wörter in einer fremden Sprache entgegen. An der Wand hing ein

Fahrplan, aber kein Stadtplan. Zum Kuckuck, wir hätten praktisch überall sein können!

»Schaut mal da.« Matt zeigte auf ein Neonschild in einer Ecke, auf dem das einzige Wort stand, das wir kannten: Pizza. Tim hatte den Kindern Italien schmackhaft gemacht, indem er ihnen himmlische Pizza versprochen hatte.

»Wunderbar. Kommt, wir essen eine Pizza und überlegen uns dabei, wie es jetzt weitergeht«, sagte Tim.

»Ich bin am Verhungern. Das ist toll.« Katie lächelte zum ersten Mal seit Stunden. Wir mussten alle vier zweimal laufen, um unser ganzes Gepäck den langen Gang entlangzuzerren, der die Abfahrtshalle mit der Eingangshalle verband, und dann noch um die Ecke zur Pizzeria. Dazu nutzten wir ein ausgeklügeltes System, nach dem wir abwechselnd unser Gepäck bewachten, damit niemand etwas davon stehlen konnte.

Als wir an der Ladentheke zum ersten Mal einem richtigen Italiener gegenüberstanden – der ziemlich genervt war, weil wir mit unserem Gepäck seine komplette Pizzeria belegten –, bestellten wir mit der Redegewandtheit von Neandertalern Pizza.

»Pizza.«

»Eine.«

»Käse.«

»Ääääh, grande.«

Als die Pizza kam, glotzten wir auf einen großen Teigfladen, auf den man offensichtlich eine Tasse Olivenöl gegossen hatte.

»Du hast doch gesagt, die Pizza hier sei himmlisch«, meckerte Matt.

»Das ist ja ekelhaft«, sagte Katie.

»Sie ist gar nicht so schlecht«, grummelte Tim. Ich spürte, wie die allgemeine Stimmung in den Keller rutschte, während wir langsam auf der Pizza herumkauten und uns dabei gegenseitig kritisch beäugten.

»Wir nehmen einfach ein Taxi nach Nervi. Mir ist es jetzt ganz egal, was das kostet«, sagte Tim. »Die Kinder müssen ins Bett.«

»Gute Idee«, sagte ich, als ich mir vorstellte, wie wir das ganze Gepäck in den Zug zum nächsten Bahnhof schleppten.

»Ich gehe raus und schaue, wo es Taxis gibt. Schafft ihr es, das Gepäck die Treppe raufzubringen?«